

auf der Straße“ entscheiden, nicht der Konsultativrat beim Vorsitzenden des Staatsrates. Wenn er sich durch eine konsistente und überzeugende Wirtschaftspolitik angesprochen fühlte, hätte Jaruzelski viel gewonnen. Denn die bisherige gesellschaftliche Apathie und die fehlende Hoffnung der Mehrheit der Polen, insbesondere der jungen Generation der 15–30-jährigen, daß es noch in diesem Jahrhundert jemals zu einer grundlegenden Verbesserung der wirtschaftlichen Lage kommen könnte, wurden von der Jaruzelski-Führung als die eigentliche Bedrohung für den Kurs der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stabilisierung erkannt. Wenn Jaruzelskis noch sehr vage Angebote einer gesellschaftlichen Konsultation und einer durch gesellschaftliche Mitspracherechte abgesicherten Wirtschaftsreform von den Menschen als glaubwürdig verifiziert werden könnten, hätte er einen entscheidenden politischen Sieg errungen.

Gemäßigte Vertreter der Opposition würden eine Ausweitung der Befugnisse der Arbeiterselbstverwaltung als ein Zeichen für den guten Willen der Warschauer Führung deuten. Daß die Wiederezulassung eines Gewerkschaftspluralismus im Sinne der „Solidarność“ nicht im Bereich des politisch Möglichen liegt, wird von Realisten in der Opposition gesehen. *Lech Wałęsa* selbst äußerte sich dahingehend, daß die Wiederezulassung der „Solidarność“ keine Vorbedingung für den Dialog sei. Man wolle jedoch „auf irgendeine Weise, direkt oder indirekt,

die Möglichkeit der Mitbestimmung im Lande haben.“ Die Vagheit der Forderungen Wałęsas mag ein Zeichen für den weiter nachlassenden Einfluß der „Solidarność“-Strukturen im gesellschafts-politischen Leben Polens wie für die allgemeine Unklarheit über die Formen einer Institutionalisierung des vielbeschworenen Dialogs sein, wie sie in der Diskussion über Sinn oder Unsinn des Konsultativrats sinnfällig zum Ausdruck kam.

Wenn sich die neuerwachte skeptische Hoffnung in Polen nicht bald in Enttäuschung auflöst, weil sich die angebotenen Dialoginstrumente wie Konsultativrat und betriebliche Selbstverwaltungen als reine Fassadenorganisationen mit Alibicharakter erweisen, wird sich der *politische Differenzierungsprozeß innerhalb der Opposition* weiter beschleunigen. Wenn die Jaruzelski-Führung die theoretische Einsicht, daß ihre Stabilisierungspolitik nur in einem System mit einer entwickelten gesellschaftlichen Infrastruktur möglich ist, in einem System, das nicht vom Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft bestimmt wird; wenn sie glaubwürdig vermittelt, daß sie die Interdependenz von weiterem Demokratisierungsprozeß und Realisierung der Ziele der Wirtschaftsreform erkennt, kann sie sich ungeachtet der weiterhin bestehenden weltanschaulichen Gegensätze der *kritischen Solidarität vonseiten der Amtskirche* sicher sein. Aber die Glaubwürdigkeit bleibt das größte Problem. Und da macht sich die katholische Kirche keinerlei Illusionen.

Dieter Bingen

„Christliche Wertkategorien in der Arbeitswelt präsent machen“

Ein Gespräch mit dem Betriebsseelsorger Paul Schobel

Auch wenn die tiefen ideologischen Gräben früherer Zeiten zwischen Kirche und Arbeiterschaft so heute kaum mehr anzutreffen sind, gibt es in der kirchlichen Gemeinde – wie Oswald von Nell-Breuning einmal formulierte – vergleichbar der Situation in der säkularen Gesellschaft weiterhin eine „unsichtbare Trennwand“ zwischen den Kreisen, die sich für „besser“ halten und der Arbeiterschaft. Auch zwölf Jahre nach dem Beschluß „Kirche und Arbeiterschaft“ der Würzburger Synode und fünf Jahre nach der Enzyklika „Laborem exercens“ Johannes Pauls II. steht die Arbeiterschaft innerhalb der Kirche immer noch am Rande. Seit Jahren gibt es Versuche, mit Hilfe einer eigenen „Betriebsseelsorge“ das Verhältnis von Kirche und Arbeiterschaft zu verbessern. Über diese neuartige Form der Seelsorge sprachen wir mit einem der Betriebsseelsorger der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Paul Schobel in Böblingen. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt.

HK: Herr Pfarrer Schobel, unter Militärseelsorge, Hochschuleseelsorge, Gefängnisseelsorge kann sich ein Zeitgenosse normalerweise etwas vorstellen. Die Sparte,

die Sie vertreten, die Betriebsseelsorge, ist demgegenüber bis heute nicht ins allgemeine Bewußtsein vorgedrungen. Was ist das eigentlich – Betriebsseelsorge?

Schobel: Ich kann diese Frage nur auf mich selbst bezogen beantworten. Es gibt kein bundeseinheitliches Statut der Betriebsseelsorge. Unterschiedliche Konzepte, Ansätze und Etiketten werden nebeneinander verwendet bzw. konkurrieren miteinander. In unserer Diözese Rottenburg-Stuttgart haben wir bei der Suche nach einem Nenner auf den alten und durchaus fragwürdigen Begriff der Betriebsseelsorge zurückgegriffen. Ein Betrieb hat keine Seele, sagen die Arbeiter. Wenn wir diesen Begriff dennoch verwenden, geht es uns um eine Angabe über die Zielgruppe, nämlich die in einem Betrieb Tätigen bzw. die Arbeiterschaft, und um den Hinweis darauf, daß es sich um einen seelsorgerlichen Ansatz handelt. Ich persönlich verbinde damit die *Option für die Armen*, d. h., ich wende mich nicht unterschiedslos an die ganzen Belegschaften der Betriebe, sondern bemühe mich um eine evangeliumsgemäße Vorliebe für die Ärmern, die

Schwächeren. Meiner Arbeit käme also die Bezeichnung „Arbeiterpastoral“ am nächsten.

„Wir Seelsorger werden in der Welt der Arbeit nicht einmal vermutet“

HK: Der Großraum Stuttgart und gerade Böblingen selbst gehören zu einer ausgesprochen prosperierenden Gegend innerhalb der Bundesrepublik. Was heißt „Option für die Armen“ in einem solchen Umfeld?

Schobel: Ja, wir sind hier im Herzen des „Musterländle“. Wir sind eine reiche Stadt und eine reiche Gegend. Auch viele Arbeiter fahren auf Reichtum ab – gemessen an Statussymbolen wie dem eigenen Mercedes, dem eigenen Haus, der eigenen Wohnung. Wir sind zwar eine große Arbeiterstadt, das Bild nach außen repräsentieren jedoch andere: leitende Angestellte, wissenschaftliche Mitarbeiter, Beamte, Angestellte. Als ich hier vor 14 Jahren als Betriebsseelsorger anfang, wurde vielfach gesagt: Die Arbeiter gibt es doch gar nicht mehr! Was wollen die überhaupt mit Arbeiterseelsorge anfangen? Inzwischen registriert man, daß die Kämpfe härter werden, daß es Arbeitslosigkeit gibt. Andererseits habe ich nach wie vor mit dem Vorurteil zu tun: Hier kann man doch gar nicht arbeitslos werden! Wer hier arbeitslos ist bzw. bleibt, ist selber schuld! Und natürlich ist da insofern etwas dran, als sich hier viele Arbeitslose wieder vermitteln lassen, während unvermittelbar diejenigen sind, die noch andere Probleme mit sich herumschleppen: psychische Probleme, Sucht, Krankheit, Alter. Gerade diese Personengruppe verdient die besondere Aufmerksamkeit der Kirche. Meine „Armen“ sind die Leute „ganz unten“: Arbeiterinnen und Arbeiter und vor allem die Arbeitslosen.

HK: Bei verschiedenen anderen Typen von Spezialseelsorge hat man es mit vergleichsweise klar umrissenen Personengruppen zu tun. Die Personengruppen, für die Sie zuständig sind, erscheinen demgegenüber schwer eingrenzbar und unübersehbar groß. Worin besteht die Arbeit eines Betriebsseelsorgers?

Schobel: In erster Linie in der Kontaktaufnahme mit den Betriebsräten, den Sprechern der Belegschaft, über diese dann auch mit den Personalbüros und den Geschäftsleitungen, aber vor allem natürlich Kontakte zu den Arbeitern und Arbeiterinnen und den Angestellten. Dabei kann es einem natürlich auch passieren, daß ein Betriebsrat einem das Gefühl gibt, man habe sich als Pfarrer wohl verlaufen. Wir Seelsorger werden in der Welt der Arbeit nicht einmal vermutet. Daneben beschreiten Betriebsseelsorger fast alle noch einen zweiten Weg: Wir gehen zeitweise selber zur Arbeit. Ich war im vergangenen Jahr wieder zwei Monate als Arbeiter angelernt tätig. Dort ist man dann unmittelbar im Milieu und bei den Menschen. Jetzt eben komme ich von einem Betriebsbesuch in einer Firma, in der ich selber schon einmal gearbeitet habe. Kollegen, die ich bei der Arbeit kennengelernt habe, kommen jetzt mit verschiedenen Anliegen zu

mir und wollen einfach Kontakt halten; es ist eine Freundschaft entstanden. Ein dritter Ansatz: die meisten von uns arbeiten in der Gewerkschaft mit, und das erschließt weitere Möglichkeiten.

HK: Kirchliches Leben findet vor allem in verschiedenen Formen von Gemeinschaft statt. Sind Sie als Betriebsseelsorger nicht in der Versuchung, eine Betriebsgemeinschaft künstlich schaffen zu müssen, die es im Bewußtsein der Betriebsangehörigen so kaum gibt? Die Menschen verbringen zwar eine bestimmte, tariflich festgelegte Zeit pro Tag und pro Woche im Betrieb, aber sie leben doch nicht eigentlich dort ...

Schobel: Die Arbeitszeit macht zum einen trotz Arbeitszeitverkürzung immer noch etwa zwei Drittel der wachen Zeit des Tages aus; Arbeit und Betrieb nehmen einen breiten Lebensraum ein. Zweitens – und darin liegt für mich das eigentliche Moment – die Arbeiterschaft hat bis heute weitgehend keinen Bezug zur Kirche und die Kirche keinen Bezug zur Arbeiterschaft. Die Betriebsseelsorge füllt auf, was andere unberücksichtigt lassen. Wir bearbeiten ein Segment der Pastoral, das in den Gemeinden in seiner Bedeutung nicht erkannt wird. Das hat verschiedene Ursachen, die z.T. in der Vergangenheit liegen, als Kirche und Arbeiterschaft sich dadurch entfremdeten, daß man die Bedeutung der Arbeiterfrage nicht sah oder verharmloste. Die Würzburger Synode hat in diesem Zusammenhang ja einiges aufgearbeitet. Insofern glaube ich schon, daß die besondere Lage der Arbeiterschaft auch eine besondere Seelsorge rechtfertigt.

„Die Kirchengemeinden müßten sich stärker öffnen für Fragen der Arbeitswelt“

HK: Wie geschieht diese Seelsorge konkret? Müssen Sie als Betriebsseelsorger nicht immer die betreffenden Personen von ihrer Arbeit abhalten, um mit ihnen sprechen zu können? In Betrieben mit straff organisierten Arbeitsprozessen dürfte Seelsorge doch recht schwierig sein ...

Schobel: Wir bemühen uns um die Bildung von Gruppen außerhalb der Betriebe, in denen Menschen aus der Arbeitswelt mit möglichst gleicher Betroffenheit und mit gleichen äußeren Merkmalen zusammenkommen: Arbeiter, Angestellte, Angehörige eines Betriebs, Personen mit einer bestimmten betrieblichen Funktion wie z.B. Betriebsräte. Zur Zeit haben wir beispielsweise Gruppen von Akkord- bzw. Schichtarbeitern, berufstätigen Frauen, jungen Arbeitern, Betriebsräten. Dieses Spektrum wünschte ich mir noch sehr viel weiter. Hier wird die Gruppe als ein Urelement und Beginn von christlicher Gemeinde erfahren. Darüber hinaus ist unsere Arbeit eng verknüpft mit der Arbeiterbewegung; dazu gehören die Gewerkschaften, aber auch die kirchlichen Arbeiterbewegungen KAB und CAJ. Zusammengenommen läuft dies auf so etwas wie eine „Arbeitergemeinde“

hinaus, in der man Gottesdienste miteinander feiert, Schriftgespräche führt, sich um eine „révision de vie“ bemüht, in der also einerseits Wort Gottes explizit vorkommt, während es implizit immer dann da ist, wenn wir die Situation interpretieren und sozialetisch beleuchten. Ein vierter Arbeitsbereich ist – nicht zuletzt – die Unfallhilfe, also die Arbeit mit Menschen, die eine Anlaufstelle suchen: Arbeitslose, gekündigte Arbeitnehmer, Ausländer, psychisch Belastete, Suchtkranke u. a. Denn Seelsorge ist ja immer „Heilssorge“ im weitesten Sinn.

HK: Handeln Sie sich damit nicht leicht den Vorwurf ein, mit einer solchen Arbeitergemeinde würden Menschen dort entzogen, wo man sie dringlicher denn je bräuchte, in den Territorialpfarreien?

Schobel: In unserer „Betriebsgemeinde“ sind überwiegend Leute zu finden, die entweder noch nie einen Bezug zur Kirche hatten – diese Zahl nimmt vor allem in der jungen Generation zu – oder eben solche, die früher einmal einen Bezug hatten, ihn durch uns aber erst wiedergefunden haben. Betriebsgemeinde und Wohngemeinde stehen durchaus nicht in Konkurrenz zueinander. Meine Pfarrerkollegen begrüßen durchweg, daß in diesem Punkt überhaupt etwas geschieht. Die größere Gefahr sehe ich darin, daß wir zum *Alibi* werden, nach der Devise: Für dieses Thema haben wir jemanden ... Demgegenüber versuchen wir dahin zu wirken, daß man sich auch in den herkömmlichen Kirchengemeinden stärker öffnet für Fragen der Arbeitswelt. Im übrigen muß sich manche städtische mittelschichtige bürgerliche Kirchengemeinde fragen lassen, ob sie die Bezeichnung „Gemeinde“ zurecht für sich in Anspruch nehmen darf. Oftmals ist sie kein Gemeinwesen mehr in dem Sinne, daß alle Schichten der Bevölkerung sich dort wiederfinden. Es ist zu beobachten, wie dort vielfach nur mehr bestimmte Kreise Gemeinde bilden. Ich will denen nicht den Gemeindecharakter absprechen. Aber man sollte umgekehrt auch nicht so tun, als wäre dieses Wohngemeindeprinzip das allein Seligmachende; das war es in der Kirchengeschichte übrigens nie.

„Wir führen untereinander Krieg in Sachen Wirtschaft“

HK: Könnte nicht eine Versuchung für eine spezielle Form der Pastoral wie die Betriebsseelsorge darin bestehen, daß sie die säkulare Welt, in diesem Fall die Arbeitswelt, nicht wirklich säkulare Welt sein läßt, sondern sie zu direkt christlich und kirchlich vereinnahmt?

Schobel: Seit dem Zweiten Vatikanum muß sich Kirche in der Welt von heute realisieren. Und dies in jeder Welt. Mir scheint nun aber, daß die Welt der Arbeit praktisch kaum oder gar nicht von der Botschaft Christi erreicht worden ist. Wir haben gerade in diesem Bereich eine missionarische Situation. Die Welt der Arbeit und der Wirtschaft wurde in ihrer Gesetzmäßigkeit eigentlich ständig der Säkularisierung preisgegeben seitens der Kirche ...

HK: ... also doch Christianisierung der Arbeitswelt?

Schobel: Es geht nicht um eine Christianisierung, wie sich dies um die Jahrhundertwende ein Ordensmann vorstellte, der die Fabriken zu Klöstern umfunktionieren wollte, sondern es geht darum, auch dort *christliche Wertkategorien präsent zu machen*. Betrachtet man die Welt der Wirtschaft und die Gesetzmäßigkeit, nach der sie abläuft, habe ich den Eindruck, daß wir noch ein Stück Menschwerdung vor uns haben. Ich erlebe dort Darwinismus, das Gesetz des Stärkeren. Ich habe nichts gegen Wettbewerb und Konkurrenz, aber dies wurde zum tödlichen Prinzip hochstilisiert, so daß wir uns heute in einer Szenerie bewegen, die chaotische Ausmaße annimmt. Wir führen untereinander Krieg in Sachen Wirtschaft. Die Dritte Welt wird dadurch schon jetzt immer mehr in die Armut getrieben. Und was wir global feststellen, ereignet sich nun auch lokal im Betrieb. Als Christen provoziert mich dies von der Botschaft der Liebe oder auch von der Minimalforderung der Gerechtigkeit her.

HK: Ein bezeichnender Unterschied bei der Organisation der Betriebsseelsorge in den Bistümern der Bundesrepublik ist ihr unterschiedliches Verhältnis zu den Verbänden KAB und CAJ. Ist die Herausbildung einer speziellen Seelsorge für die Arbeiter bzw. Arbeitnehmer auch Reflex auf die geringer gewordene Bedeutung dieser Verbände?

Schobel: Eine Lückenbüßerfunktion der Betriebsseelsorge kann man durchaus erkennen. Manche vermuten vielleicht zu Recht: Die Betriebsseelsorge ist dort stark, wo die Verbände schwach sind; während dort, wo KAB und CAJ stark sind, eine Betriebsseelsorge eigentlich nie recht ausgebaut worden ist. An dieser Beobachtung scheint durchaus etwas dran zu sein. Der Verbandskatholizismus hat seinen Zenit offensichtlich irgendwann in der Weimarer Zeit überschritten, im Dritten Reich wurde er dann zerschlagen, und in der Nachkriegszeit entschieden sich die Bischöfe gegen die Verbände, indem sie dem Pfarrprinzip den Vorzug gaben. Hinzu kommt, daß die verbandliche Bindung sich heute keiner Beliebtheit erfreut. Speziell für den Bereich der Arbeiterschaft – über die anderen Bereiche kann ich weniger sagen – halte ich jedoch Verbände im Sinne von Lebens-, Glaubens- und Bildungsgemeinschaften für dringend geboten. Das kirchliche Amt, die Betriebsseelsorge also, kann die „Selbstorganisation“ des Volkes Gottes in der Arbeitswelt nicht ersetzen.

HK: Bräuchten die Verbände dafür nicht aber eigentlich sowohl eine größere Unabhängigkeit von amtskirchlichen wie auch von bestimmten gesellschaftlichen Gruppen, um so als einzelner Verband unverwechselbarer zu werden und innerkirchlich eine größere Vielfalt ermöglichen zu können?

Schobel: Genau. Die KAB weist mancherorts ähnliche Merkmale auf wie die Kirchengemeinden auch. Sie läuft Gefahr zu *überaltern*. Sie ist *mittelschichtig* und den C-

Parteien verhaftet. Gewerkschaftlich ist die KAB z. B. bei uns nicht handlungsfähig, weil man noch stark an den Christlichen Gewerkschaftsbund (CGB) gebunden ist. In anderen Teilen der Bundesrepublik sieht die Lage zum Teil etwas anders aus. Insgesamt aber, glaube ich, brauchen die Verbände eine klare Analyse, sie brauchen eine Option, und das müßte wieder die Option für die Armen, für die Kleinsten und Schwächsten sein. Sie müßten sich politisch den Rücken freihalten, um auch Stimme derjenigen Arbeiter sein zu können, die parteipolitisch nicht oder anders gebunden sind. Die Gruppen und Kreise, die wir Betriebsseelsorger mit auf den Weg bringen, gehörten eigentlich ins Umfeld der KAB. Es liegt also an der KAB, ob solche Gruppen, die zum Teil politisch, gewerkschaftlich und kirchlich anders denken, in ihr einen Platz finden.

„Arbeiterpastoral ist eine Frage der Bekehrung“

HK: Der Beschluß der Würzburger Synode zum Verhältnis von Kirche und Arbeiterschaft war einer ihrer umstrittensten Beschlüsse. In Teilen der bundesdeutschen Kirche hat man lange Zeit Mühe damit gehabt, daß die Synode den Mut auch zu recht selbstkritischen Aussagen fand. Hatte dieser Beschluß Rückwirkungen auf Ihre Arbeit?

Schobel: Für manche Diözesen war dieser Beschluß der Würzburger Synode überhaupt der Anstoß dafür, in der Arbeiterpastoral aktiv zu werden. Zum Beispiel wäre der Ausbau der Betriebsseelsorge in unserer Diözese ohne Würzburg kaum denkbar gewesen. In anderen Diözesen hat der Beschluß jedoch kaum etwas bewirkt. Auffallend ist beispielsweise, daß viele Diözesen noch gar keine Betriebsseelsorge haben, darunter auch die Kardinalsdiözesen. Darüber hinaus soll dieses Papier zu den am häufigsten nachgedruckten Synodentexten gehören – insofern wurde es sicher vergleichsweise stark vermittelt, und in den Gemeinden und Verbänden dürfte manches geschehen sein, was heute nicht einfach nachprüfbar ist. Dennoch aber ist nicht zu erkennen, daß dieser Beschluß mit seinen wichtigen Anstößen in der ganzen Breite in kirchliche Wirklichkeit umgesetzt worden ist. Insofern ist er doch nur wieder Papier geblieben und eine Hypothek mehr, die im Bücherregal steht ...

HK: Wobei es wohl zu kurz gedacht sein dürfte, mit pastoralen Strategien weitreichende Versäumnisse der Vergangenheit im Verhältnis zur Arbeiterschaft aufarbeiten zu wollen ...

Schobel: Wir können in einer Generation gar nicht aufarbeiten, was Generationen vor uns an gegenseitiger Entfremdung haben entstehen lassen. Vor allem aber bin ich immer mehr der Ansicht, daß Arbeiterpastoral eine Sache des Herzens ist, nicht der pastoralen Strategie im Sinne von Stellen und Plänen. Es ist *eine Frage der Bekehrung*, ob wir selber das Evangelium neu begreifen lernen.

HK: Liegen genau da nicht für die finanziell gut ausgestattete deutsche Kirche notwendigerweise die größten Schwierigkeiten?

Schobel: Dazu möchte ich nur das Stichwort Kirchensteuer nennen: Wenn man sich einmal nüchtern vor Augen führt, für wie viele Menschen Arbeit nicht mehr bietet als das bißchen Geld, dann verstehe ich durchaus die Allergie in der Arbeiterschaft in dieser Frage. Gerade an dem, was diese armselige Arbeit hergibt, bedient sich die Kirche über die Lohnsteuer unter Mitwirkung des staatlichen Apparats. Auch mir wurde dies erst spät klar. Seitdem weiß ich auch, warum *das Thema Kirchensteuer ein Dauerbrenner der Diskussion im Betrieb* ist. Ich entdecke dahinter die Sehnsucht nach einer Kirche, die anders lebt, die sich selbst radikaler um Armut bemüht. Eine solche Kirche wäre auch automatisch den Armen näher. Die Erfahrungen aus Lateinamerika berechtigen mich zu dieser Hoffnung.

HK: Auch wenn es sich nirgendwo im größeren Umfang durchgesetzt hat, so hat doch bis heute das Zeugnis des Arbeiterpriesters, also eines Seelsorgers, der ganz auf eine institutionelle kirchliche Absicherung verzichtet und die Arbeits- und Lebensbedingungen von angelernten Arbeitern, jedenfalls unterster Lohngruppen teilt, kaum etwas von seiner Ausstrahlungskraft eingebüßt. Ist dieses Modell für einen Betriebsseelsorger heute immer noch eine Herausforderung?

Schobel: Da langen Sie bei mir in eine schmerzliche Wunde. Bis heute bin ich mit dieser Herausforderung noch nicht fertig geworden. Inzwischen gehöre ich mit meinen 47 Jahren allerdings bereits zu den „älteren Arbeitnehmern“ und wäre schon deshalb nicht mehr vermittelbar. Mich fasziniert am Arbeiterpriester sein radikal belegtes Zeugnis, seine noch größere Nähe zu den Menschen. Umgekehrt macht es mir aber auch viel Spaß, sozusagen als freigestellter Seelsorger systematisch Gemeinde aufbauen zu können, Kontakte herzustellen in die Betriebe hinein. Wir brauchen Arbeiterpriester *und* Betriebsseelsorger. Jedenfalls sollten wir uns vor jeder Form von Dogmatisierung hüten: Bei den Arbeiterpriestern waren am Anfang solche dogmatisierenden Leitbilder erkennbar, und oft standen auch die Betriebsseelsorger den Arbeiterpriestern überaus fern. Ich selbst bin in dieser Hinsicht so etwas wie ein Grenzgänger, Sie merken an meinem Weg, daß ich eine Art Synthese von beiden versuche.

„Es gibt keinen ethik-freien Raum – schon gar nicht in der Wirtschaft“

HK: Welche Rolle bzw. Kompetenz billigt man Ihnen denn im Leben eines Betriebes überhaupt zu? Gerade wenn Sie Ihre Arbeit streng im Sinne einer „Option für die Armen“ verstehen, dürfte dies doch auch einige Abwehrreaktionen hervorrufen. Wie reagiert man in den Chefetagen darauf?

Schobel: Gerade bei den leitenden Angestellten und den Arbeitgebern mache ich sehr unterschiedliche Erfahrungen. In den letzten Jahren stelle ich fest, daß man ernstgenommen wird und interessant wird für die „andere“ Seite, wenn man sich selbst und seinem Auftrag treu bleibt, d. h. im Sinne einer wirklichen Option für die Armen. Man wäre uninteressant, wenn man Betriebsseelsorge zwischen den Fronten ausgleichend und harmonisierend betriebe. Das hindert speziell Großbetriebe nicht, einen generell totzuschweigen oder einem den Zugang zu verweigern. Das gibt es auch. Aber die Zahl der leitenden Angestellten, Manager und Betriebseigentümer nimmt zu, die die Betriebsseelsorge im Prinzip begrüßen, obwohl sie in der Sache mit mir Schwierigkeiten haben und sich ärgern – zum Beispiel dann, wenn wir uns in Tarifaueinandersetzungen einmischen und Stellung beziehen.

HK: Stichwort „Tarifverträge“: Besteht nicht doch auch die Gefahr, daß man sich in Abläufe einmischt, aus denen sich die Kirche mit durchaus guten Gründen zunächst einmal heraushalten und deren eigenständige Sachgesetzlichkeit sie anerkennen sollte?

Schobel: Mit einer solchen Argumentation tritt man uns oft entgegen. Von seiten der Unternehmen werden manche unserer Aussagen als unangemessene Einmischung verstanden, obwohl wir auf der Basis der katholischen Soziallehre argumentieren. Bei den Gewerkschaften erwartet man zwar unsere Stellungnahmen, nimmt es uns jedoch auch nicht übel, wenn wir Positionen vertreten, die von ihren eigenen abweichen. Ich glaube jedoch, daß wir auf dem Hintergrund dessen, was uns an Zielvorstellungen vorschwebt, sehr wohl kompetent sind, uns einzumischen, daß wir zu Aussagen in diesen Fragen kommen müssen, und zwar mit der gleichen Berechtigung, mit der andere sich zum Paragraphen 218 äußern, auch wenn es dort sicher noch elementarer um Grundwerte geht. Wir können unsere Soziallehre nicht einfach unter den Scheffel stellen, etwa in der Frage des Vorrangs der Arbeit vor dem Kapital, des gerechten Lohns, oder im Zusammenhang damit, daß Arbeit eben auch noch andere Dimensionen kennt als nur das Geld-Verdienen. Und bei aller „Sachgerechtigkeit“: es gib keinen ethikfreien Raum, schon gar nicht in der Wirtschaft. Darum ist Einmischung geboten.

HK: Bedenkt man, daß gegenwärtig die Gewerkschaften sich nicht nur mit den Nichtorganisierten, sondern mit der eigenen Basis schwer tun, dann dürfte gerade auch eine kritische Haltung gegenüber den Gewerkschaften von einiger Bedeutung sein.

Schobel: Von einem Manager wurde ich einmal gefragt, ob wir eine dritte Kraft seien ...

HK: ... nun aber nicht als harmonisierender Faktor verstanden ...

Schobel: Nein, im Gegenteil. Ich nenne einmal drei klassische Felder, in denen wir hartnäckiger sind als die Ge-

werkschaften: Erstens Arbeitsverteilung bzw. *Arbeitszeitverkürzung*, zweitens gerechter Lohn durch die *Anhebung der unteren Lohngruppen*. Bei den Gewerkschaften ist diese Forderung zum Teil schwer durchzusetzen, weil ihre Vertreter selber oft mittelschichtig denken. Drittens die *Humanisierung der Arbeit*. Vor dem Hintergrund dessen, was wir unter Arbeit, unter sozialer Gerechtigkeit verstehen, prüfen wir die einzelnen Tarifforderungen. Beispielsweise werden wir jetzt die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung, nach der 35-Stunden-Woche voll unterstützen. Modifiziert wird unsere Aussage in der Frage des Lohnausgleichs ausfallen: Schon im letzten Arbeitskampf um die Wochenarbeitszeitverkürzung haben wir die Forderung nach vollem Lohnausgleich in dieser allgemeinen Form abgelehnt, erstens, weil die Formulierung falsche Vorstellungen und Hoffnungen weckt, zweitens weil man unterscheiden müßte zwischen den Besserverdienenden, die Lohnverzicht üben könnten, und den unteren Verdienstgruppen, die unbedingt den Lohnausgleich brauchen, um nicht unter die Armutsschwelle abzusinken.

„Über die Hälfte der Arbeitnehmer erreicht nicht mehr das Rentenalter“

HK: Nun hat sich auch für Arbeiterbewegung die Situation in den letzten Jahren beträchtlich gewandelt – nicht zuletzt wegen der komplexer werdenden und schnelleren technologischen Entwicklung. Die Frage nach den Besitzverhältnissen trat in den Hintergrund zugunsten von Problemen, wie sie für die Industriegesellschaft insgesamt kennzeichnend sind. Das hat Folgen für den Begriff von „Entfremdung“, den man verwendet. Was ist heute unter entfremdeter Arbeit zu verstehen?

Schobel: Entfremdung sehe ich dort, wo jemand gar nicht sonderlich wählen kann in Fragen wie: Wo will ich arbeiten? Was will ich arbeiten? Um welchen Preis will ich arbeiten? Bei der Frage nach den Ursachen kann man zwar nicht mehr unbedingt nur die Besitzverhältnisse heranziehen. Dennoch sind diese aber weiterhin von eminenter Bedeutung. Nehmen Sie nur die Problematik wirtschaftlicher Konzentration – auch vor dem Hintergrund der internationalen Wettbewerbssituation: Einerseits haben wir eine Zusammenballung von nur wenigen mit glänzenden Namen, andererseits eine Verelendung im Mittelstand, in den Zulieferbetrieben, auf die die Großen Druck ausüben und auf diese Weise noch mehr Entfremdung verursachen. Aber Entfremdung hat natürlich auch zugenommen bei den Arbeitsbedingungen. Nehmen Sie als Beispiel die Angestellten: Lange Zeit konnten sie noch vergleichsweise viel in eigener Regie, mit eigener Kreativität, Phantasie und Verantwortlichkeit arbeiten. Durch den Dialog mit Datenverarbeitungssystemen herrscht dort inzwischen eine Situation, die sich vom klassischen Fließband kaum mehr unterscheidet.

HK: Dem wird hier und da die These entgegengehalten, das Bild von der monotonen und entfremdeten Arbeit sei letztlich nur künstlich angesonnen. Mit etwas mehr Lebensfreude kehre auch die Lust an der Arbeit zurück ...

Schobel: Eine solche These kann im Grunde nur jemand vertreten, der die industrialisierte Arbeitswelt nie kennengelernt und wahrscheinlich auch wenig Kontakt zu Betroffenen hat. Klar ist zunächst einmal, daß die Betroffenen in vielen Fällen ihre Erfahrungen kaum artikulieren können. Viele sind sich auch dessen gar nicht bewußt. Aber wir sehen doch, daß über die Hälfte der Arbeiter gar nicht mehr das Rentenalter erreicht, weil sie psychisch und körperlich aufgebraucht sind. Die Anforderungen der Maschinen werden immer höher. Die Belastungen verlagern sich zum Teil vom Physischen ins Psychische, und vermutlich wirkt sich diese Inanspruchnahme auf Dauer noch schlimmer aus als die frühere. Ein weiteres Beispiel ist die vorherrschende Konsumenthaltung der Arbeiterschaft: Alle Bestätigung, aller Reichtum der Arbeit muß über den Umweg des Geldes herbeigekauft werden. Einziger „Lustgewinn“ liegt im Konsum, während die „Arbeitslust“ immer mehr zur reinen Arbeitslast verkommt.

HK: Ist es angesichts von Verteilungskämpfen um eine geringer werdende und sich qualitativ verändernde Arbeit schwieriger, Solidarität unter den Betroffenen herzustellen?

Schobel: Solidarität ist heute zweifellos mühsamer herzustellen als früher. Ein Grund dafür liegt schon in der zunehmenden Aufsplitterung der Arbeiterschaft. In der Arbeiterschaft ist ein Bewußtseinsriß zu beobachten. Draußen in der Gesellschaft will man kein Arbeiter sein. Eine durchaus schlüssige Haltung übrigens: Warum soll man jemand sein wollen, der nichts gilt? Im Betrieb selbst tönt das dann schon ganz anders. Hier wirken sich dann auch die Differenzierungen stark aus zwischen Arbeitern und Angestellten, zwischen Facharbeitern und Ungelernten, zwischen Deutschen und Ausländern, zwischen Männern und Frauen. Als Reaktion auf diese Lage ist zweierlei zu beobachten: Zum einen eine breite *Entsolidarisierung*, jeder ist auf seinen individuellen Vorteil bedacht, zum anderen eine *Zunahme an solidarischem Bewußtsein auf kleiner, aber intensiver Flamme*. Auch in den Gewerkschaften gibt es durchaus Hinweise auf eine wachsende Solidarität.

HK: Zur Seelsorge in der Arbeitswelt gehört es, Arbeit auch noch auf andere Dimensionen hin zu öffnen. Steckt die kirchliche Verkündigung dabei nicht in einem gewissen Dilemma: Gesamtgesellschaftlich müßte man eher dahin wirken, die Bedeutung der in geringerem Umfang zur Verfügung stehenden Arbeit zu relativieren. Andererseits klagt man weiterhin die Sinnfrage angesichts der Arbeit ein und bestätigt die Menschen so darin, gerade auch in der Arbeit Erfüllung zu suchen und zu finden ...

Schobel: In die heutige Erwerbsarbeit können wir nicht unbesehen hineininterpretieren, was Sozialethik und ka-

tholische Soziallehre unter Arbeit verstehen. Es gibt eben Erwerbsarbeit, die allenfalls den Gelderwerb zum Ziel hat und deren ganzer Reichtum in den paar Mark steckt, die sie erbringt. Andererseits gibt es natürlich auch Erwerbsarbeit, die durchaus alle ethischen Aspekte der Arbeit abdeckt, die also Entfaltung bringt, Erfüllung, Zufriedenheit, Verantwortung. Wir klagen trotzdem diesen ethischen Arbeitsbegriff für alle ein und warnen vor einer Aufsplitterung in Erwerbsarbeit und Freizeitarbeit, wonach die Freizeit alles wettmachen soll, was die Arbeit nicht zu erfüllen in der Lage ist, *weil wir den Menschen für unteilbar halten*. Die Erwerbsarbeit muß so organisiert sein, daß sie doch wenigstens Teile dieses Reichtums einer erfüllenden Tätigkeit bietet, wie etwa Zufriedenheit, Kreativität, Phantasie. Als Christen müssen wir kämpfen für eine gerechtere Verteilung der Arbeit und Einfluß zu nehmen versuchen auf das Gesicht der Arbeit: Die einen verelenden psychisch bei der Arbeit um der paar Mark willen, die sie dafür erhalten, und andere gehen in Arbeit auf bzw. unter.

HK: Könnte man dem nicht entgegenhalten, die Kirche impfe den Leuten Unzufriedenheit ein, anstatt ihnen zu sagen: Erwartet keine Sinnerfüllung von der Arbeit, sondern sucht sie woanders, in der Freizeit, in Gemeinden, Bewegungen, in Familie und Nachbarschaft?

Schobel: Dieses Argument bekomme ich gerade von Kirchenleuten oft zu hören. Menschsein entscheidet sich für mich jedoch auch am Grad der Bewußtheit, mit der ich Mensch bin. Und wenn es nun wirklich ein solches dunkles Fenster gibt, in dem ich nicht bewußt lebe, dann heißt das doch, daß ich an dieser Stelle noch nicht Mensch bin. Ich kann doch nicht dumpf und stumm vor mich hinleben, und die Mangelercheinungen dann abreagieren wollen über den Konsum und sonstige Krankheiten. Der Glaube öffnet Augen und hilft dem Menschen zum Bewußtwerden. Das ist das eine. Andererseits können wir selbstverständlich nicht die marxistische These übernehmen, Befreiung und Menschwerdung geschehe nur über Arbeit. Wir müssen darauf hinweisen, daß es auch andere Reichtümer gibt, daß Menschsein sich auch daran entscheidet, ob ich angenommen bin, ob ich geliebt werde, daß Menschsein nicht nur in diesem schmalen Sektor Erwerbsarbeit abläuft.

„In der Preisgabe des Sonntags sähe ich ein Armutszeugnis für unsere Gesellschaft“

HK: Darin dürfte doch über den Bereich der Arbeiterschaft hinaus das Problem stecken, wie man heute Alltag und Religion, Arbeit und Glaube überhaupt noch miteinander verbinden kann ...

Schobel: Die entfremdete Arbeit verhindert meiner Beobachtung nach, daß Menschen in der Freizeit das suchen und finden, was ihnen ansonsten fehlt, ebenso wie es heute schwieriger geworden ist, den Alltag auf Religion

hin aufzubrechen. Wenn wir nicht Sorge tragen, daß der Alltag in sich schon Reichtum verkörpert, dann wird es auch kein Streben nach einer menschenwürdigen Freizeit und Werten darüber hinaus geben. Wir brauchen also eine Arbeit für den Menschen, die ihn soweit fördert und darin befähigt, daß er überhaupt noch andere Bezüge in seinem Leben wahrnimmt und kennt. Monotonisierung am Fließband und in der Schicht motiviert nicht zu und öffnet nicht für eine sinnvolle Freizeitgestaltung, für geliebten Glauben und andere Werte. Seelische Verarmung wird oft durch die Arbeit vorprogrammiert. Mich schockiert vor allem eines: Unter den älteren Fließband- und Schichtarbeitern konnte man wahre Lebenskünstler und Philosophen entdecken, die waren noch imstande, über Gartenarbeit, Vereinsarbeit, politische Arbeit ein Leben lang durchzuhalten. Unter den Jüngeren finden heute kaum mehr welche Zugang zur Politik, zum Vereinsleben, zu Bildung und Hobby.

HK: Die Schwierigkeit, Arbeit und Freizeit, Alltag und Religion noch irgendwie in Beziehung zueinander zu bringen, läßt sich exemplarisch verdeutlichen am Streit um den Sonntag bzw. um die Flexibilisierung von Ar-

beitszeiten und Ladenschlußzeiten. Verdächtigen Arbeiter die Kirche, in dieser Auseinandersetzung letztlich doch nur an den eigenen Gottesdienstzeiten interessiert zu sein?

Schobel: Im Einzelfall mag das der Fall sein. Aber vor allem spüre ich bei der Arbeiterschaft und den Gewerkschaften die Erwartung: Jetzt muß sich aber auch die Kirche einsetzen; in dieser Angelegenheit dürfen wir nicht allein dastehen. Die Frage der Sonntagsarbeit scheint mir eine Nagelprobe zu werden, ob es uns gelingt, an einem Punkt, der auch für uns als Christen so eminent wichtig ist, zu einer Koalition mit den Gewerkschaften zu kommen. Wenn uns dies nicht gelingt, verlore ich den Mut, darauf zu hoffen, ob es überhaupt noch jemals zu einem Näherrücken von Gewerkschaft und Kirche kommen könnte. Denn in dieser Frage ist die Gewerkschaft ebenso betroffen wie die Kirche. In der Preisgabe des Sonntags sähe ich ein Armutszeugnis für eine Gesellschaft, die immerhin eine der reichsten Gesellschaften der Welt ist, ein Armutszeugnis insofern, als wir dem „Ökonomismus“ – das ist ein Begriff aus „*Laborem exercens*“ – ein weiteres Türchen aufmachen.

Entwicklung und Solidarität: Zwei Schlüssel zum Frieden

Die Papstbotschaft zum Weltfriedenstag

Die traditionelle Papstbotschaft zum Welttag des Friedens am 1. Januar steht diesmal im Zeichen des 20. Jahrestags der Entwicklungsenzyklika „Populorum progressio“ Pauls VI. von 1967. Wir dokumentieren den Text der vom 8. Dezember 1986 datierten Papstbotschaft in der vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz verbreiteten Übersetzung.

1. Ein Anruf an alle ...

Mein Vorgänger Papst Paul VI. hat alle Menschen guten Willens dazu aufgerufen, am ersten Tag eines jeden bürgerlichen Jahres einen Weltfriedenstag zu begehen, als Hoffnung und Versprechen zugleich, daß „Frieden die Entwicklung der Zukunft bestimmen werde“ (AAS 59, 1967, S. 1098). Zwanzig Jahre danach erneuere ich diesen Aufruf, indem ich mich an jedes Mitglied der Menschheitsfamilie wende. Ich lade euch ein, zusammen mit mir über den Frieden nachzudenken und den Frieden zu feiern. Inmitten von Schwierigkeiten – wie wir sie heute kennen – den Frieden zu feiern, bedeutet, *unser Vertrauen auf die Menschheit zu bekunden*.

Aufgrund dieses Vertrauens richte ich meinen Aufruf an jedermann, in der Zuversicht, daß wir gemeinsam lernen können, den Frieden als eine universale Sehnsucht aller

Völker der Welt zu feiern. Wir alle, die wir diese Sehnsucht teilen, können so eins werden in unseren Gedanken und Bemühungen, den Frieden zu einem Ziel zu machen, das von allen für alle erreicht werden kann.

Das Thema, das ich für die Botschaft dieses Jahres gewählt habe, ist von dieser tiefen Wahrheit über die Menschheit angeregt worden: *Wir sind eine einzige Menschheitsfamilie*. Allein durch unsere Geburt in diese Welt hinein haben wir mit jedem anderen Menschenwesen zusammen ein gemeinsames Erbe und dieselbe Abstammung. Diese Gemeinsamkeit entfaltet sich in allem Reichtum und aller Vielfalt der Menschenfamilie: in verschiedenen Rassen, Kulturen, Sprachen und geschichtlichen Wegen. Und wir sind aufgerufen, die *elementare Solidarität* der Menschheitsfamilie als die grundlegende Bedingung für unser Zusammenleben auf dieser Erde anzuerkennen.

Das Jahr 1987 bedeutet auch den 20. Jahrestag der Veröffentlichung von *Populorum progressio*. Diese berühmte Enzyklika Pauls VI. war ein feierlicher Aufruf zur Zusammenarbeit für eine umfassende Entwicklung der Völker (vgl. *Populorum progressio*, 5). Der Satz Pauls VI.: „Entwicklung ist der neue Name für Frieden“ (ebd. 76 u. 87) stellt ein Schlüsselwort dar für unsere Suche nach